

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Ismail Kadare

*Die Dämmerung
der Steppengötter*

Roman

Aus dem Albanischen
von Joachim Röhm

S. FISCHER



Erschienen bei S. FISCHER
3. Auflage Januar 2017

Die Übersetzung folgt der Fassung
der zwanzigbändigen albanischen Werkausgabe
Erschienen 2007 bei Shtëpia Botuese Onufri, Tirana
Originaltitel: Muzgu i perëndive të stepës
© Librairie Arthème Fayard, Paris 1981
All rights reserved

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2016 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,
D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-10-038414-0

Wir spielten fast bis um Mitternacht am Meer Ping-pong, es war hell genug dafür, auch wenn die weißen Nächte bereits hinter uns lagen. Die letzten Matches nach halb zwölf bestritten die Spieler mit den besten Augen, während der Rest von uns an das hölzerne Geländer gelehnt zuschaute und korrigierend eingriff, wenn einer beim Punktestand mogelte. Nach vierundzwanzig Uhr, wenn alle weggegangen waren und nur noch die Tischtennisschläger auf der Platte lagen, die wir am nächsten Morgen häufig naß vom nächtlichen Regen vorfanden, wußte ich oftmals nichts mit mir anzufangen. Weil mir die nötige Bettschwere fehlte, ging ich noch eine Weile spazieren, umrundete den kleinen Park, in dem die Gebäude des Erholungsheims, die einst einem lettischen Baron gehört hatten, standen, schlenderte zu dem Springbrunnen mit den Delphinen, drehte dann um und ging zurück zum Schwedischen Haus, um schließlich am Ufer der Ostsee zu landen. Es war schön am Wasser, aber nachts auch sehr kalt, so daß man sich nicht lange dort aufhalten konnte.

Dieses Programm wiederholte sich fast jeden Abend. Bei schönem Wetter gingen die Tage mit Schwimmen und Sonnenbaden schnell herum, aber die Nächte waren eintönig, weil die meisten der Erholungssuchenden sich bereits im fortgeschrittenen Alter befanden. Fast alle trugen promi-

nente Namen und bedeutende Titel, aber abends ging es trotzdem langweilig zu. Außerdem war ich der einzige Ausländer.

Kurz vor Einbruch der Dunkelheit begaben wir uns an den Strand und drehten eifrig an den Objektiven unserer Fotoapparate, um die im Meer versinkende Sonne auf Zelluloid zu bannen. Jeden Abend nahm die Wasserfläche eine andere Farbe an, und wir bemühten uns sehr, den stetigen Wechsel der Sonnenuntergänge getreulich festzuhalten. Gelegentlich geriet ein Pärchen, das am Ufer spazierenging, ungewollt vor das Kameraauge, erschien jedoch auf dem Bild, wenn wir es entwickelten, nur als kleiner, in dieser ganzen Weite unbedeutender Fleck. Nach dem Abendessen versammelten wir uns regelmäßig an der Tischtennisplatte, wo ich, das Hin und Her des kleinen weißen Balles beobachtend, bald merkte, wie allmählich mein ganzes Ich unter den Einfluß dieser stetigen Bewegung geriet. Der hypnotisierenden Wirkung zu widerstehen, war trotz aller Anstrengungen fast unmöglich, und nur in knappen Momenten des Aufbegehrens konnte ich mich der Knechtung durch die Plastikkugel entziehen, in deren raschen, klackenden Hüpfen auf der Platte ich etwas Idiotisches entdeckte. In solchen kurzen Phasen der Besinnung wandte ich den Blick jedesmal in einer gleichsam somnambulen Bewegung dem Strand zu, in der schwachen Hoffnung, dort etwas zu entdecken, das sich von dem am Abend zuvor Beobachteten unterschied. Doch in der Dämmerung war das Meeresufer unerträglich. Es bot sich nur das wahrscheinlich seit der Entstehung der Erde immer gleiche Bild: Silhouetten langsam dahinschreitender Paare. Sie kamen vermutlich aus anderen Erholungsheimen und passierten unser Haus auf dem Weg zu geheimnisumwobenen Stränden, die ihre komisch

klingenden, absonderlich betonten Namen von den Haltestellen der elektrischen Vorortzüge hatten: Dzintari, Majori, Dubulti ... Ich war diesen Namen schon vorher begegnet: auf Parfümflaschen und Cremedosen in den Auslagen der Geschäfte anderer Städte, ohne allerdings je auf den Gedanken zu kommen, daß sie Haltestellen oder Stränden entliehen sein könnten.

Bis spät in die Nacht saßen von Schlaflosigkeit geplagte Greise im Finstern auf den Holzbänken. Wenn ich spazierenging, hörte ich sie flüstern und gelegentlich trocken husten, oder das Klopfen von Gehstöcken entfernte sich in Richtung Schwedisches Haus, wo die Ältesten und Berühmtesten von uns untergebracht waren.

Während ich ohne besonderes Ziel umherstreifte, beschäftigte mich ein interessantes Faktum: Fast alle der berühmten Schriftsteller, die hier Erholung suchten, hatten sich gegenseitig Werke zugeeignet. Auch manchen der Kinder, die tagsüber lautstark im Park und am Strand herumtollten, waren von Elternteilen Gedichte oder ganze Erzählungen gewidmet worden, und man merkte sofort, welche der Sprößlinge davon wußten und welche nicht. Außerdem tippelten, wie ich wußte, einige der Damen in nunmehr gebrechlichem Alter, die sich die Abende mit trivialem Geplauder vertrieben, unter den Initialen D. V., N. oder einfach als »sie« in schmucken, neuen Stöckelschuhen auf Buchseiten umher. Gelegentlich verbargen sich hinter den Initialen auch Männer, doch das kam seltener vor, und die Betreffenden nahmen im Speisesaal regelmäßig Diätkost zu sich, weil ihnen Magenleiden zu schaffen machten.

Manchmal ging ich abends zum Postamt, in der schwachen Hoffnung, eine freie Leitung nach Moskau zu erwischen, um mit Lida Snegina zu sprechen. Aber gewöhnlich

war alles belegt, denn man mußte Telefongespräche einen Tag vorher anmelden.

Lida Snegina war meine aktuelle Freundin in Moskau. Am Tag meiner Abreise nach Riga hatte sie mich im Regen zum Bahnhof begleitet. Als wir langsam über den nassen Bahnsteig gingen, meinte sie, ohne mich anzuschauen, manchmal sei es schwierig, mit einem Ausländer befreundet zu sein, vor allem, wenn er aus einem abgelegenen Land stamme. Ich wollte den Grund wissen, und sie erzählte mir etwas von einer Freundin, die sich mit einem Belgier eingelassen habe, der sich plötzlich ohne ein Wort des Abschieds davongemacht habe. Möglicherweise gilt das nicht für alle Ausländer, meinte sie, aber Tatsache ist, daß einige plötzlich verschwinden. Das habe ich wenigstens gehört.

Darauf mußte ich eine Antwort geben, aber leider reichte die Zeit bis zur Abfahrt des Zuges nicht aus, um einen (und sei es auch nur kleinen) Streit anzufangen und dann wieder beizulegen. Daher mußte ich mich für eines von beidem entscheiden, den Zank oder die Versöhnung. Ich entschied mich für die zweite Möglichkeit, zügelte meine Streitlust und erklärte, was immer auch geschehe, auf keinen Fall würde ich so weit herabsinken, daß ich mich wie eine Kanaille heimlich verdrückte. Gerne hätte ich ergänzt, daß ich aus einem uralten Balkanland mit beeindruckenden Legenden über das gegebene Wort stammte, doch hätte die immer knapper werdende Zeit keinesfalls für den kompletten Vortrag der anrührenden Sage von Konstantin und Doruntina ausgereicht, an die ich in erster Linie dachte, sondern allenfalls für ein paar magere Bruchstücke.

Zum Postamt ging ich am liebsten allein. Der Weg dorthin war von keinem besonderen Reiz, ich würde sogar

sagen, er war äußerst reizlos: ein von spärlichen Schilfhalmen, von Sandhaufen und großen Disteln gesäumter Trampelpfad. Aber so, wie manche nicht übermäßig hübsche Frauen eine ganz besondere, unaufdringliche Anziehungs-kraft zu entwickeln vermögen, hatte auch dieser Weg seine Geheimnisse, die zum Nachdenken anregten.

Es war bereits das zweite Mal, daß ich in einem Schriftstellererholungsheim Urlaub machte, so daß ich mit den für solche Einrichtungen typischen Gebräuchen und Heimlichkeiten ganz gut umzugehen verstand. Meine Winterferien hatte ich in Jalta verbracht, wo Konstantin Paustowski mein Zimmernachbar gewesen war. Bei ihm brannte stets bis um Mitternacht Licht, er arbeitete, wie wir alle wußten, an seinen Lebenserinnerungen, und jedesmal, wenn ich auf den Flur kam, fand ich dort den »Starost« meines Lehrgangs am Gorki-Institut vor, einen gewissen Ladonschtschikow, der ebenfalls zur Erholung im Hause weilte und offenbar nichts Besseres zu tun hatte, als zu überwachen, wie lange bei Paustowski das Licht brannte. Er seufzte, schlug sich auf die Brust und teilte, als habe er vor einer schrecklichen Gefahr zu warnen, jedem, der ihm über den Weg lief, mit, der da drinnen, also Paustowski, erwecke in seinen Memoiren diese ganzen Juden wieder zum Leben. Jalta war mir wegen des nicht enden wollenden Regens in Erinnerung geblieben, wegen des Billardtisches, an dem ich dauernd verlor, ein paar tartarischen Inschriften und der steten Mißgunst auf Ladonschtschikows Gesicht, das bei all seinem wichtigtuerischen, tiefe Sorge um das Vaterland vorgaukelnden Ausdruck gewöhnlich wirkte. Ich hatte mir vom Erholungsheim in Riga eine etwas vergnüglichere

Atmosphäre versprochen, was ich aber vorfand, waren ein Gutteil der Urlauber aus Jalta, eine Tischtennisplatte anstelle des Billardtisches und abermals Regengüsse, die Puschkins Bonmot, der Sommer im Norden sei bloß eine Karikatur der südlichen Winter, unwiderlegbar machten, und in Anbetracht der praktisch gleichen Gespräche, Gesichter und Initialen (lediglich Paustowski und seltsamerweise Ladonschitschikow fehlten) war der Eindruck unvermeidlich, daß sich alles ständig im Kreis bewegte. Dem Heimleben haftete etwas längst Vertrocknetes, man könnte sagen, Anthologisches an, aber vielleicht kam es mir auch nur so vor, weil ich wie in Jalta das Gefühl hatte, in einer mehr als absonderlichen Welt gelandet zu sein, einer hybriden Zeit, in der das Lebendige mit bereits Gestorbenem vermengt und verwoben war, genau wie in der alten Balkanlegende, die ich Lida Snegina nicht mehr hatte erzählen können. Daß ich die Leute unwillkürlich in einen Bezug zu ihren mir seit längerem bekannten Roman- und Dramenfiguren brachte, verstärkte diesen Eindruck noch. Dem schimpflichen Bedürfnis, die Sätze, Gesten und sogar Gesichter der Autoren mit denen ihrer Geschöpfe zu vergleichen, hatte ich schon im vergangenen Winter in Jalta nicht widerstehen können. Damals war mir plötzlich klargeworden, daß Geld in den Werken zeitgenössischer sowjetischer Künstler praktisch nicht vorkam. Das hatte schon etwas zu bedeuten. Jetzt, in Riga, entdeckte ich, daß außer dem Geld auch viele andere Alltäglichkeiten in ihren Büchern nicht erwähnt wurden, während umgekehrt seitenlang von Dingen die Rede war, die in ihrem eigenen Leben überhaupt keine Rolle spielten. Dieser Widerspruch ärgerte mich, und um so mehr, als diese Erfindung einer Parallelwelt etwas Furchtregendes oder sogar Widernatürliches an sich hatte. Gele-

gentlich fühlte ich mich sogar an die in Spiritus eingelegten mißgebildeten Wesen erinnert, vor denen ich im Naturkundemuseum gestanden war.

Alle meine Versuche, aus diesem erstarrten Leben zu entfliehen, das ich zunehmend als eine Art antiquiertes Stützgerüst empfand, waren gescheitert, hatten am Billardtisch (vergangenen Winter in Jalta) und (hier in Riga) an der Tischtennisplatte geendet. In beiden Fällen, sowohl beim winterlich ernsten Billard als auch beim sommerlich unbeschwertem Pingpongspiel, hatte ich nur Niederlagen erlebt.

Es war Samstag. Wir maßen uns wie immer im ausreichend hellen Abendlicht, und obwohl mich die drohende dritte Niederlage in Folge einigermaßen nervös machte, nahm ich die Gegenwart von etwas gleichermaßen Vertrautem wie Unbekanntem neben uns wahr. Es handelte sich um ein platinhelles Leuchten, das mich sofort an Lidas Haar erinnerte. Die Vorstellung war so real, daß ich mich erst mit einer gewissen Verzögerung umschaute, als wollte ich der Unbekannten Zeit geben, sich wirklich in Lida zu verwandeln. Dieser kurze Moment reichte aus, um mir klarzumachen, daß ich genau davon die ganze Zeit heimlich geträumt hatte: daß sie durch die Weiten des Himmels und der Steppen hierher an die Tischtennisplatte käme, leise wie ein Monduntergang.

Der unartig hüpfende Tischtennisball traf mein rechtes Ohr, und als ich mich hinunterbeugte, um ihn aufzuheben, betrachtete ich verstohlen die auf dem Gelände des Erholungsheims erstmals wahrgenommene Besucherin. Sie hatte sich unauffällig unter das ständige Pingpongpublikum gemischt, das jeden falsch gezählten Punkt sofort beängelte. Jetzt nur nichts Lächerliches tun, dachte ich im

klaren Bewußtsein, daß sich das Spielglück längst gegen mich gewendet hatte. Das stille Leuchten inmitten der lärmenden Zuschauerwand war überwältigend.

Ich verlor und warf wütend den Schläger weg. Trotz meiner üblichen Laune gesellte ich mich zu der Unbekannten, wo bei ich mir mit dem Handrücken über die Stirn fuhr. Die dritte Niederlage hintereinander machte mir wirklich zu schaffen, bestimmt hatte wieder jemand beim Zählen geschummelt. Während ich mir also den Schweiß abwischte, schaute ich sie genauer an: Die Hände lässig in den Hosentaschen vergraben, stand sie da und betrachtete verächtlich die Tischtennisplatte.

Es war inzwischen schon später Abend. Die Spaziergänger am Strand schienen ihre äußere Gestalt abgelegt und sich in Schatten verwandelt zu haben, obwohl wir wußten, daß es dieselben Leute waren, die wir noch vor einer Stunde auf unsere Filme gebannt hatten.

Nun, da mein Ärger allmählich verflog, nahm ich erst richtig wahr, was für schönes Haar dieses Mädchen hatte. Man bekam solches Haar hier oft zu sehen. Es ließ einen an die Mattigkeit des Herbstes denken und an ferne Dinge, die mit dem Mond zu tun hatten. Vor allem aber erinnerte es mich an Lida. Ein Bekannter in Jalta hatte mir sogar einzureden versucht, manche Hunde heulten solche Haare an wie den Vollmond über der Steppe. Später gelangte ich zu der Einsicht, daß in dieser Behauptung, so absurd sie sich anhören mochte, ein Funken Wahrheit steckte. Allerdings handelte es sich wohl eher um eine menschliche als eine hündische Regung, und mein Freund aus Jalta hatte auf die Vierbeiner übertragen, was ihm selbst widerfahren war. Man durfte das mit dem Heulen natürlich nicht wörtlich nehmen, es ging eher um einen inneren Vorgang, ein stimm-

loses Erbeben ohne Ende, das, warum auch nicht, fast die Qualität einer Symphonie erreichte.

»Habt ihr Tanz heute nacht?« fragte das Mädchen plötzlich, wobei sie mir kurz das Gesicht zuwandte. Ihre grauen Augen waren ebenfalls schön und ernst.

»Bei uns gibt es nie Tanz«, entgegnete ich.

Sie lächelte.

»Und warum nicht?«

Ich zuckte die Schultern.

»Das weiß ich auch nicht«, sagte ich. »Wir haben nur Ruhm anzubieten.«

Sie lachte, den Blick weiterhin auf die Tischtennisplatte gerichtet. Ich war stolz auf meinen Spruch, der ziemlich gut anzukommen schien, obwohl ich keinesfalls das Urheberrecht dafür beanspruchen durfte, denn ich hatte ihn am Tag meiner Ankunft von einem Taxifahrer gehört. Ich konnte mich sogar noch an sein Nummernschild erinnern. Was für unwichtige Dinge sich einem doch einprägten.

»Sind Sie Ausländer?« fragte das Mädchen.

»Ja.«

Sie schaute mich neugierig an.

»Man hört es an Ihrem Akzent«, sagte sie. »Ich spreche zwar auch nicht gut Russisch, aber ich merke schon, wenn jemand aus dem Ausland kommt.«

Sie war vor zwei Tagen eingetroffen, wohnte mit ihrer Familie in einer Villa neben dem Erholungsheim, und ihr war schrecklich langweilig. Als ich erklärte, ich stammte aus einem ziemlich abgelegenen Land, nämlich Albanien, und mir sei aus vielleicht nachvollziehbaren Gründen noch langweiliger als ihr, da leuchtete ihr das ein. Allerdings war sie ein wenig verwundert, denn sie hatte noch nie einen von uns getroffen und sich die Albaner dunkelhäutig

wie die Georgier vorgestellt, mit Hakennasen und einer Leidenschaft für orientalische Lieder, die sie ihrerseits abgrundtief haßte.

»Und wie kommen Sie zu dieser Vermutung?« fragte ich leicht deprimiert.

Sie zuckte die Schultern.

»Keine Ahnung, wahrscheinlich ist eine Ausstellung letztes Jahr in Riga schuld.«

»Hm!«

Ich beschloß, dieses Thema zu beenden. Ich wußte inzwischen, daß Sowjetmenschen nicht anders konnten, als die Bewohner anderer sozialistischer Länder mit den Bürgern ihrer eigenen sechzehn Republiken zu vergleichen. Waren die Fremden hellblond, sahen sie aus wie Letten oder Esten, hatten sie eine gebogene Nase, wie Georgier, und wenn sie melancholisch dreinschauten, wie Armenier. Und so fort. Manche glaubten ernsthaft, die Türkei sei eine Provinz von Aserbeidschan, die sich nur aus Versehen außerhalb der Grenzen der Sowjetunion befand, und an einem deprimierenden Nachmittag hatte mir ein betrunkener Weißrusse sogar einzureden versucht, die Armenier seien eigentlich Moslems, die sich nur deshalb für Christen ausgaben, weil sie die Aserbeidschaner ärgern wollten, aber das werde nicht mehr lange funktionieren.

»Waren Sie schon in Riga?« fragte sie mich. »Und gefällt es Ihnen dort?«

Ich beteuerte, Städte wie Riga gefielen mir ganz besonders.

»Kommen sie Ihnen nicht ein bißchen grau vor?« fragte sie weiter.

Ich schüttelte den Kopf.

»Wie sind denn die Städte bei Ihnen?«